

Das Berichten neu lernen

Das Revolutionäre an Franziskus fordert die Journalisten.

Von Bernd Hagenkord

Als Papst Franziskus im Sommer 2013 aus Brasilien zurück kam, dachten die Journalisten – jene im Flieger genauso wie wir in den Redaktionen an den Schreibtischen –, dass die Arbeit getan und der Weltjugendtag Vergangenheit sei. Klare Worte zu den Bischöfen hatte Franziskus gefunden. Wunderbare Bilder gingen um die Welt: Papst und argentinische Jugendliche, Papst und argentinische Fahne, Papst nimmt einen Umweg im kleinen Auto, Papst spricht und trifft und feiert.

Aber wir lagen falsch – die Papstreise war noch nicht zu Ende. Beim Rückflug trat Franziskus in die Kabine zu den mitreisenden Kollegen und stellte sich deren Fragen. Eigentlich sollte es gar keine Pressekonferenz des Papstes geben, auf dem Hinflug – dem traditionellen Zeitpunkt dafür – gab es auch keine. Nun aber zu aller Überraschung auf dem Rückflug. Das Ganze ohne Vorbereitung, was man der ersten unbeholfenen Frage noch anhören kann, und ohne Vorauswahl durch den Vatikan. Als traue er dem Frieden nicht so recht, fragte ein italienischer Kollege zuerst, was der Papst denn in der schwarzen Tasche gehabt habe, die er eigenhändig ins Flugzeug getragen habe. Als die Kollegen die Offenheit bemerkten, fragten sie alles, was sie einen Papst schon immer mal fragen wollten. Alle Themen, die irgendwie strittig sind und waren, kamen auf den Tisch: Frauenpriestertum, Kurienreform, Vatikanbank und so weiter.

Alle zehn Minuten setzten die Agenturen aus dem Flieger ihre Meldungen ab, und wir daheim trauten unseren Augen nicht. Die zwanglosen Gespräche Johannes Paul II. und auch die Interviewbücher mit Benedikt XVI. hatten ganz anderen Charakter gehabt, diese 80 Minuten Pressegespräch waren etwas vollständig Neues.

Seitdem überrascht Franziskus in regelmäßigen Abständen die mediale Öffentlichkeit, meist mit Interviews in Zeitungen. Das erste führte er mit den Jesuitenzeitschriften, angeführt von der „Civiltà Cattolica“, es folgten „La Repubblica“, „La Stampa“ und zuletzt im Doppelpack der „Corriere della Sera“ und „La Nación“ (Buenos Aires).

*P. Bernd Hagenkord SJ
ist seit 2009 Leiter
der deutschsprachigen
Sektion von Radio
Vatikan. Nach Studium
und Priesterweihe
war der Jesuit u. a.
Jugendseelsorger und
Geistlicher Leiter
der Katholischen
Studierenden Jugend.*

Nicht alle Interviews sind gut gegangen, vor allem das mit „La Repubblica“ kann nach professionellen Kriterien nicht als solches bezeichnet werden. Der Interviewer – damals fast 90 Jahre alt – hatte sich während des vierstündigen Gesprächs keine Notizen gemacht und auch kein Band mitlaufen lassen. Er druckte das, was er meinte, vom Papst verstanden zu haben, und zwar in seinen eigenen Worten. Was ihn nicht davon abhielt, direkte Rede und Anführungszeichen zu nutzen. Aber von diesem journalistischen Unfall hat sich der Papst nicht abschrecken lassen. Jede Stabsstelle Medien in jedem Ordinariat hätte den Umgang mit Journalisten geändert, nicht der Papst. Voller Vertrauen in die Menschen, die ihm begegnen, macht er weiter.

Diese medialen Überraschungen verdecken etwas die weniger auffälligen, aber viel wichtigeren Änderungen: den unmittelbaren Kommunikationsstil des Papstes. Sichtbar wird das in den Berührungen und Umarmungen bei den Generalaudienzen und in der klaren Sprache mit deutlichen Sprachbildern in Predigten und Ansprachen. Einen so sprechenden Papst haben wir noch nicht erlebt. Ein Kollege bei Radio Vatikan nennt den Petersplatz „das Epizentrum der Revolution Franziskus“, und in Bezug auf den direkten Kontakt und die echte Begeisterung, die bei den Begegnungen vor Sankt Peter regelmäßig entsteht, ist das eine präzise Beschreibung. All die Erwartungen an und die Begeisterung über diesen Papst, die partout nicht abschwellen, gehen von dort aus.

Von Benedikt zu Franziskus

Das alles ist etwas Neues. Um abschätzen zu können, wie neu, blicken wir einen Augenblick zurück, auf die Zeit vor dem 11. Februar 2013. Das Urteil über Benedikt XVI. hatte schon lange fest gestanden. In der medialen Öffentlichkeit war die Rolle, die dieser Papst einnahm, fest umschrieben. Und der Vatikan hatte durch Vatileaks, die Williamson-Affäre und dergleichen eifrig an dieser Rollenbeschreibung mitgearbeitet. Ein negatives Feld war medial errichtet worden, dieser Papst konnte den meisten Berichterstatlern einfach nichts recht machen. Alles war klar: ein Freund der Traditionalisten und damit kein Freund der Moderne, ein Papst der Fehler, ein Gelehrter fern der Realität, ein Mann von Gestern. Das galt bis zu den ersten Tickermeldungen am Rosenmontag um die Mittagszeit.

Plötzlich änderte sich alles: Alle Journalisten mussten Benedikt loben. Selbsterklärte Reformtheologen konnten nicht

mehr kritisieren. Pfarrerinitiativen hatten ihren Lieblingsgegner verloren und mussten auch noch gut finden, was Benedikt XVI. da tat. Die Amtsaufgabe des Papstes hat alles verändert.

Seitdem folgt die Berichterstattung aus dem Vatikan anderen Regeln. Es gab Versuche, die alten Rollenzuschreibungen auch dem neuen Papst anzuhängen, aber nichts davon hat funktioniert. Noch immer wissen die meisten Journalisten nicht, was sie genau mit Papst Franziskus anfangen sollen. Will er nun die Lehre verändern? Ist das alles nur äußerlich? Wann kommen endlich die Reformen? Was meint der Papst mit „arme Kirche für die Armen“? Hat das etwa mit „Entweltlichung“ zu tun oder meint das etwas ganz anderes?

Sicher ist eines: Die Kommunikation hat sich seit diesem 11. Februar – ich setze den Wandel bewusst bei Benedikt an – völlig geändert. Die meisten Menschen haben sofort verstanden, was Benedikt XVI. tut: Er steht hinter dem Amt zurück. Und alle Menschen, vor allem auch Nichtchristen, verstehen sofort, was Franziskus will, wenn sie ihn sehen.

Die Schubladen funktionieren nicht mehr

Merkwürdigerweise bringt das Journalisten zugleich in Schwierigkeiten: Eine so offensichtlich nur religiös zu verstehende Persönlichkeit passt einfach nicht mehr in die medialen Kategorien von liberal und konservativ, reformorientiert und traditionalistisch, links und rechts und andere Schubladen, an die wir uns und dann auch die innerkirchlichen Debatten so sehr gewöhnt hatten. Unter Benedikt XVI. war jeder Hinweis darauf, dass sich die Kirche vermehrt um die Verkündigung des Glaubens kümmern müsse, als konservative Ablenkung von den wirklichen

Problemen abgelegt worden. Papst Franziskus kann einen ganzen langen Text genau dazu schreiben – zugegeben mit anderen Begriffen als dem schwierigen der Neuevangelisierung – und die Begeisterung lässt bis heute nicht nach. Die Schubladen funktionieren nicht mehr.

Der wirklich revolutionäre Akt war der Rücktritt Benedikts. Das wirklich Revolutionäre an Papst Franziskus ist, diesen Akt aufzugreifen und diese Art Papsttum zu verkörpern. Das muss auch auf den Schreibtischen von uns Journalisten erst einmal ankommen.

Die Schwierigkeiten des Umgangs der Medien mit diesem Papst möchte ich in drei Punkten zusammenfassen:

Der wirklich revolutionäre Akt war der Rücktritt. Das Revolutionäre an Franziskus ist, diesen Akt aufzugreifen und diese Art Papsttum zu verkörpern.

Erstens: Wie gesagt, Franziskus passt nicht in die Schubladen. Öffnet er oder ist er konservativ? Das sind Fragen, die einem Verständnis von Papst entsprechen, das so gar nicht auf Franziskus passt. Stattdessen öffnet er Räume zur Kommunikation, ohne das taktisch zu tun mit Blick auf einen erwarteten und geplanten Ausgang. Er beginnt eine Konversation nicht mit einem Ziel, sondern um der Konversation willen. Genauso wie er absichtslos mit Menschen spricht und nicht, um einen moralischen oder theologischen oder gar politischen Appell zu setzen. Der Begriff, der das beschreibt, ist der Begriff des Prozesses. Das Problem ist aber, dass die meisten Medienschaffenden schon vor einem Ereignis wissen wollen, was passiert. „Was wird der Papst mit Bischof Tebartz-van Elst machen?“, bin ich vor laufender Kamera gefragt worden, als der Bericht zum Bistum Limburg gerade erst eingeleitet worden war. Medien können mit dieser Art eines offenen Prozesses schlecht umgehen, weil er sich nicht mit wenigen Bildern und Worten darstellen lässt. Die Kameras brauchen Ereignisse und klare Markierungen, viele Texte nicht minder.

Zweitens: Die Zugänge zu Informationen sind neu. Bereits bei der Papstwahl hat sich gezeigt, dass die gewöhnlich gut informierten Kreise nicht gut informiert waren. Vatileaks hatte das Informationssystem aus dem Vatikan, bei dem einigen wenigen, vor allem italienischen Journalisten, Vertrauliches weitergegeben wird, auf die Spitze getrieben. Vor der Wahl Franziskus' und seither stellt sich nun heraus, dass die Spezialbeziehungen dieser Kollegen nicht mehr funktionieren. All die Spekulationen, wer denn nun der nächste Papst sei, liefen ja ins Leere. Natürlich ist es auch im Vatikan wie bei jeder Arbeit, wo mehr als zwei Menschen zusammen arbeiten: Absolute Geheimhaltung kann es nicht geben. Aber Papst Franziskus hat die Zügel selber in der Hand, wir Journalisten arbeiten also unter neuen Voraussetzungen. Leider ist das Spekulationswesen in unseren Ländern noch immer präsent. Längst widerlegte Geschichten dürfen in Talkshows und Büchern unter die Menschen gebracht werden, alles unter dem Titel, dass da ein Vatikanspezialist spreche. Hier ist der Schwenk weg von den Trägern des Spezialwissens, die das nicht mehr sind, noch nicht vollzogen.

Drittens: Dieser Papst hat keine Angst. Wenn er während der Generalaudienz von Menschen umarmt wird, wenn er Kinder auf den Arm nimmt, sich anfassbar macht, dann tut er das, ohne

Sorge um das Bild zu haben. Unendlich viel kann da schief gehen – aber das ist ihm nicht wichtig. Wichtig sind die fünf Menschen, die gerade in dem Augenblick um ihn herum sind. Er spricht von der „Mystik des Anfassens, des Umarmens, des Anlehnens“, und wir haben spontan die Debatte um Missbrauch im Kopf, zu große körperliche Nähe durch Kleriker. Überhaupt ist Körperlichkeit und alles damit zusammenhängende bei uns in einem völlig anderen Diskurs. Er spricht auch vom Teufel und von Dämonen, ohne Angst zu haben, dass die mediale Öffentlichkeit über ihn herfällt. Noch einmal eine kurze Blende zurück: Stellen wir uns vor, Benedikt XVI. hätte so klar vom Teufel gesprochen... Wie gesagt, Franziskus hat keine Angst. Und diese Angstfreiheit bringt eine Authentizität mit sich, die manchmal schwer zu ertragen ist. Wir erinnern uns an die Bilder, auf denen er umarmt und immer wieder umarmt. Auch die bildliche Direktheit von „Teufel“ ist theologisch nicht einfach wegzustecken. Jeder Politiker käme nicht damit durch, kaum ein Bischof könnte sich das erlauben, ohne dass Taktik vermutet würde. Die Authentizität von Franziskus lässt das alles zu. Und weil es so direkt und unmittelbar ist, ist es schwer zu berichten. Entweder erzählt man Anekdoten oder man berichtet von der Atmosphäre. Aber gerecht werden wir dem, was der Papst tut, noch nicht.

Papst Franziskus hat einen Wandel angekündigt. Um diesen verstehen zu können, müssen auch wir Berichterstatter neu lernen, auf den Papst und das Papstamt zu blicken. Franziskus lädt sozusagen auf eine Entdeckungsreise ein: losgehen, aufbrechen, gehen, um seine Lieblingsverben zu zitieren. Die Instrumente der Analyse von Gestern passen nicht mehr. Es ist Zeit, auch das Berichten neu zu lernen.



Unter dem Titel „Franziskus – Das erste Jahr mit dem Papst“ hat Pater Bernd Hagenkord gerade ein „Tagebuch“ veröffentlicht, in dem der Leiter der deutschsprachigen Abteilung von Radio Vatikan die wichtigsten Ereignisse im ersten Amtsjahr des neuen Papstes aus Insidersicht beschreibt und kommentiert. Erschienen im St.-Benno-Verlag, Leipzig (199 Seiten, 12,95 Euro).